

03

**Pflege statt Jura**  
Eigentlich wollte Arsene  
Fredy Nshinha Richter  
werden. Dann entdeckte  
er seine Liebe zur Pflege.

04

**Hilfe für Familien**  
Das Projekt Kidstime  
unterstützt Familien,  
wenn Eltern psychisch  
erkranken.

07

**Behütet selbstständig**  
In der Anna-Lina-Wohngruppe  
bereiten sich Mutter und  
Kind auf ein eigenständiges  
Leben vor.

# ZUSAMMEN LEBEN



## GESCHICHTEN DES GELINGENS

**Herr Lenke, die Diakonie in Niedersachsen veröffentlicht ihre erste Zeitungsbeilage. Was steckt dahinter?**

Wir schauen zu oft auf die Dinge, die nicht funktionieren. Die Medien sind voll von negativen Schlagzeilen. Wir wollen zeigen: Auch in Zeiten mit Sorgen, Ängsten und Notsituationen muss niemand alleine sein. Es gibt Hilfe. Wir wollen die Blickrichtung wechseln und zeigen, wo es gut läuft. Wir wollen Geschichten erzählen, die Mut machen und die beweisen: Gemeinsam können wir etwas bewegen. Es kann oft ein gutes Ende geben, auch wenn es zunächst vielleicht gar nicht danach aussieht. Wir wollen Mut machen, dass sich Menschen Hilfe suchen – zum Beispiel bei der Diakonie.

**Die Diakonie in Niedersachsen ist der größte Wohlfahrtsverband des Landes. Was ist das Besondere?**

Die Diakonie ist ungemein vielfältig. Wir sind in allen Lebensbereichen aktiv, von der Schwangerschaftskonfliktberatung und Kindergärten über die Altenhilfe und Hospizarbeit bis zur Sucht- und Obdachlosenhilfe. Diese Angebotsbreite und die Kreativität in der Entwicklung neuer, notwendiger Unterstützungsformen fasziniert mich immer wieder. So wird nicht nur den Menschen vor Ort geholfen, sondern es werden auch sinnstiftende Arbeitsformen für die Mitarbeitenden entwickelt. Oder wussten Sie, dass die Dachstiftung eine eigene soziale Autowerkstatt anbietet? Oder dass es bei Bethel im Norden Wasserbüffel und Schafe gibt, die in der Landschaftspflege eingesetzt werden?

**Was begeistert Sie an der Diakonie?**

Die hohe Motivation der Mitarbeitenden, seien es Haupt- oder Ehrenamtliche, die sich für ihre Mitmenschen einsetzen. Und wie schnell es möglich ist, in der Not Angebote zu schaffen: Denken Sie etwa an die blau-gelben Treffpunkte, die seit Beginn des russischen Angriffskrieges an vielen Orten in Niedersachsen als Anlaufstelle für die geflüchteten Menschen geschaffen wurden. Oder an Angebote wie die Bahnhofsmission, die ohne Ehrenamtliche gar nicht möglich wären.

**Die Diakonie ist der soziale Dienst der evangelischen Kirche. Dürfen zu Ihnen nur Christen kommen?**

Wir stehen für christliche Werte. Die sind für viele Mitarbeitende noch heute Motivation. Aber man muss nicht christlichen Glaubens sein, um bei uns Unterstützung zu erfahren. Auch wenn man bei uns arbeiten will, muss man nicht zwingend in der Kirche sein, aber man muss sich mit den Werten identifizieren können. Nächstenliebe ist unsere Motivation, unser Kompass, der die Richtung vorgibt. Mit der Kirche haben wir einen starken Netzwerkpartner an unserer Seite, mit dem wir gemeinsam vieles möglich machen können. Zum Beispiel den Wärmewinter, mit dem wir ein Zeichen gesetzt haben gegen die gesellschaftliche Krise im letzten Herbst und Winter.

**In dieser Beilage dreht sich alles um Gelingensgeschichten. Was bedeuten diese Geschichten für Sie?**

Ich freue mich, dass all die Menschen, die wir in dieser Zeitungsbeilage vorstellen, bereit waren, ihre Geschichte zu erzählen. Das Engagement in einem freiwilligen sozialen Jahr zum Beispiel ist nicht selbstverständlich. Oder nehmen wir den angehenden Juristen, der sich entscheidet, in der Pflege zu arbeiten.

Das klingt wie ein Märchen, ist aber wunderbare Wirklichkeit. Solche Geschichten brauchen wir. Und es gibt sie. Wir können hier nur einige vorstellen.

Aber die stehen stellvertretend für all die anderen Geschichten des Gelingens in Niedersachsen, in denen Menschlichkeit Hoffnung gibt. Wir müssen nur schauen hinsehen. Mir macht das Mut und inspiriert mich ungemein. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen. ■

Hans-Joachim Lenke ist Vorstandssprecher der Diakonie in Niedersachsen.



# ZUVERSICHT IN SCHWEREN ZEITEN

**Die ukrainische Psychologin Olena Gorodyska hilft in Niedersachsen anderen Geflüchteten**



▲ Olena Gorodyska will verhindern, dass Geflüchtete in Depressionen verfallen.

**W**ir leben im Trauma, bis der Krieg vorbei ist“, sagt Olena Gorodyska. Die 41-jährige ist mit ihren drei Kindern und ihrer Mutter vor dem russischen Angriffskrieg aus Kiew geflohen. Und mit ihrem Mann. „Wenn eine Familie drei oder mehr Kinder hat, durften die Männer mit raus“, berichtet sie. Deshalb habe ihre Familie noch Glück gehabt im Vergleich zu den vielen anderen, bei denen die Väter an der Front kämpfen müssen.

Anderthalb Jahre ist ihre Flucht jetzt her. Vorbei an Bomben, sterbenden Menschen, über die ungarischen Berge nach Hannover. Zu Freunden von Freunden. In ständiger Angst. Angst, selbst getroffen zu werden, Angst um Freunde und Familie.

Erst nach einem Monat, als die Kinder einen Platz an einer Schule und sie alle die Aufenthaltserlaubnis bekommen hatten, fühlte sie sich sicher, sagt Olena Gorodyska. „Da habe ich gemerkt, wie viele Kinder und Mütter alleine hier waren und Hilfe brauchten.“ Die studierte Psychologin wollte helfen. Sie schrieb mehr als hundert Institutionen an, die Migrationsberatung anbieten. „Nur die Diakonie hat geantwortet“, sagt sie und wundert sich noch heute darüber.

„Wie viele andere Hilfsorganisationen sind wir kurz nach Kriegsbeginn an die Grenze gefahren, haben 220 Leute rausgeholt und sie bei Privatleuten in Deutschland untergebracht“, erzählt Imke Fronia vom Migrationsfachdienst der Diakonie Hannover-Land. Das war dann auch die Geburtsstunde der blau-gelben Treffpunkte, die heute Hope heißen. „Denn wie“, sagt Fronia, „sollten die Gastgeber ihre Gäste gut betreut wissen, wenn sie selbst arbeiten müssen und sich nicht um sie kümmern können?“ Fronia entwickelte das Konzept für die Treffpunkte, die eine Anlaufstelle für die Geflüchteten waren und auch heute noch sind.

Im blau-gelben Treffpunkt in Burgdorf begann Goro-

dyska ihre Arbeit. Erst als Ehrenamtliche, dann als Honorarkraft, bis schließlich eine feste Stelle für sie geschaffen wurde. Das Hauptziel ihrer Arbeit sei, dafür zu sorgen, dass die Geflüchteten nicht in Depressionen verfallen. „Alle Ressourcen, die Menschen sonst stärken, wurden ihnen genommen – Familie, Freunde, Gesundheit, Sicherheit“, sagt die Psychologin, „wir sind hier, aber unsere Herzen sind in der Ukraine.“

Die Geschichten, die sie hört, sind nur schwer zu ertragen. Die Geschichte der Familie etwa, die Fotos ihrer erschossenen Großmutter zugeschickt bekam. „Die Enkelin verfiel in eine Depression, kam in eine Klinik, die Mutter kam täglich zu mir, um darüber zu sprechen“, sagt Gorodyska. Um all das Leid, mit dem sie konfrontiert ist, selbst verarbeiten zu können, trifft sie sich einmal wöchentlich virtuell mit anderen ukrainischen Psycholog\*innen zur Supervision.

Auch Geflüchtete aus anderen Ländern kommen zu ihr, sofern sie sich auf Englisch verständigen können. Einige kommen aus Syrien, eine Frau auch aus Russland. „Die Arbeit von Psychologen ist wie von Ärzten“, sagt Gorodyska, „wir wollen helfen – egal, wo die Menschen herkommen.“

In den blau-gelben Treffpunkten habe auch sie selbst Hilfe erfahren. Beim Ausfüllen von Anträgen etwa, bei den Regeln und Gepflogenheiten, die es in Deutschland gibt. „In der Ukraine geht man einfach beim Kindergarten vorbei und fragt, ob ein Platz frei ist – hier muss man ein Formular ausfüllen“, nennt sie ein Beispiel für die Unterschiede. „Ich bin froh, dass ich jetzt anderen helfen kann“, sagt sie, „das gibt mir meine Stärke zurück.“

Eines Tages, wenn der Krieg vorbei ist, werde sie auf jeden Fall wieder in ihre Heimat zurückziehen. Die Kontakte, die sie in Deutschland gewonnen hat, will sie dann weiter pflegen. „Ich werde dich besuchen“, sagt Imke Fronia. Zuversicht, die wichtig ist in schweren Zeiten. ■



▲ Ilse Hogrefe freut sich, wenn Arsene Fredy Nshinha zu ihr kommt.

▼ Siegfried Richter und Arsene Fredy Nshinha verstehen sich prima.



## WIE EIN ANGEHENDER JURIST IN DER PFLEGE SEIN GLÜCK FAND

**Arsene Fredy Nshinha ist Pflegeschüler im Neustädter St. Nicolaistift**

**H**allo Fredy!“ – Wenn Arsene Fredy Nshinha im St. Nicolaistift seine Runde dreht, ist die Freude im Raum spürbar. Der groß gewachsene Mann aus Kamerun, den alle hier nur Fredy nennen, ist beliebt bei den Bewohnern\*innen des Neustädter Altenzentrums. Kein Wunder: Der 33-Jährige hat immer ein Lächeln auf den Lippen und für jeden ein freundliches Wort.

Seit fünf Jahren lebt er in Deutschland – und hatte eigentlich mal ganz andere Pläne als den, Altenpfleger zu werden. In seiner Heimat hatte er Jura studiert, und das wollte er auch in Deutschland machen. „Aber dann habe ich meinen Deutsch-Kenntnissen nicht vertraut, wollte erst mal das System hier verstehen, was Praktisches machen und Leute kennenlernen“, sagt er in fließendem Deutsch. „Außerdem habe ich gemerkt, dass es in Deutschland für fast alles ein Gesetz gibt und die Gesetze lang sind“, sagt er und lacht.

Da hat ihm eine Freundin von ihrer Ausbildung in der Pflege erzählt. „Das klang erst wie ein großes Abenteuer“, erinnert sich Fredy. Denn in seiner Heimat gibt es so etwas wie Pflegeheime nicht, „da machen wir alles in der Familie, ganz ohne Strukturen“. Schnell war für ihn klar: „Das hier ist toll, das mache ich auch.“ Jetzt, drei Jahre später, steht er schon am Ende seiner Ausbildung und ist sicher, die richtige Entscheidung getroffen zu haben: „Jedes Mal, wenn ich nach der Arbeit nach Hause gehe, habe ich ein gutes Gefühl. Ich konnte den Menschen vernünftig helfen. Das ist das Schönste.“

Natürlich gebe es auch traurige Momente in seinem Beruf, sagt er. Ganz am Anfang habe er eine alte Dame kennengelernt. „Sie hat mich immer gefragt, wie es mir geht, wie es meiner Familie geht. Wir haben zusammen gelacht und geweint. Ich war so traurig, als sie eines Tages gestorben war, da konnte ich nicht professionell bleiben.“ Erst mit der Zeit habe er gelernt, die Menschen emotional nicht ganz so nah an sich heranzulassen. „Das ist gar nicht leicht.“

Auch Siegfried Richter hat er schon zu Beginn seiner Ausbildung kennengelernt. „Eigentlich wollte ich Richter werden, dann traf ich Herrn Richter – so passte wieder alles“, sagt Fredy und lächelt sein herzliches Fredy-Lächeln, als er das Zimmer des Seniors betritt. „Hallo Fredy, mein Verein hat gewonnen, und deiner auch“, begrüßt er ihn. „Wir waren uns gleich sympathisch, sind beide Dortmund-Fans, das hat gleich gepasst“, erinnert sich Richter an die ersten Begegnungen mit seinem Pfleger. „Fredy ist ein Mann wie ein Baum, das hat mir gefallen.“

Vielleicht, sagt Fredy, will er später noch Pflege-Wissenschaft studieren und selbst die künftigen Pflegekräfte ausbilden. Doch das habe noch Zeit, sagt er, scherzt noch kurz mit Siegfried Richter und geht zum Zimmer von Ilse Hogrefe. „Fredy, du bist mein Freund“, begrüßt sie ihn und breitet gleich die Arme aus. „Und du bist meine Freundin“, antwortet der Pflegeschüler und nimmt die alte Dame liebevoll in den Arm. Momente wie diese sind es, die ihn glücklich machen. „Natürlich hätte ich als Jurist mehr verdient. Aber den alten Menschen helfen zu können und ihre Dankbarkeit zu spüren, das ist einfach das Schönste und Wichtigste für mich.“ ■

### 3 FRAGEN AN...

**Rebecca Nicolausen.** Bis Ende August war sie Freiwilligendienstleistende im christlichen Kinderhospital Osnabrück. Dort betreute sie kranke Kinder in einem Spielzimmer.



**WARUM HAST DU DICH FÜR DAS FREIWILLIGE SOZIALE JAHR (FSJ) BEI DER DIAKONIE ENTSCHEIDEN?**

Ich wollte nach dem Abi erst mal praktische Erfahrungen sammeln. Ich wusste nur, dass ich irgendwas im medizinischen Bereich machen will. Da fand ich das FSJ gut zur Orientierung. Weil ich vorher schon bei der evangelischen Jugend war, kannte und mochte ich die Diakonie und hab mich auf deren Internetseite umgesehen und mich dort auch gleich für das Kinderhospital beworben. Dort konnte ich mir Zeit für die Menschen nehmen, das war mir wichtig. Und ich konnte Einblicke in verschiedene Krankheitsbilder und die Stationen des Hospitals gewinnen.

**WAS HAT DIR BESONDERS GEFALLEN?**

Das FSJ war eine tolle Erfahrung. Ich durfte viele Menschen kennenlernen, und abends, wenn ich nach Hause ging, hatte ich immer das gute Gefühl, Eltern entlastet zu haben und Kindern Abwechslung geboten zu haben. Ich wusste: Es hat jemandem gutgetan, dass ich da war. Das war schön. Die Zeit hat mir so gut gefallen, dass ich ab Oktober ein duales Studium zur Pflegefachkraft mache – im selben Krankenhaus. Da freue ich mich drauf.

**GIBT ES ETWAS, DAS GANZ ANDERS WAR, ALS DU ES ERWARTET HATTEST?**

Ich habe nicht damit gerechnet, dass mir das FSJ so gut dabei hilft herauszufinden, was ich beruflich machen will. Dass es Pflege wird, das hätte ich vorher nicht gedacht. Eigentlich dachte ich, ich würde mal Medizin studieren. Aber Pflege ist so schön, weil man direkt mit Menschen arbeitet und in schwierigen Zeiten für sie da sein kann. Natürlich ist die Arbeit in der Pflege auch belastend. Man muss schon mit Herz und Seele dabei sein. Und das will ich. Ich freue mich darauf.

Mehr zum FSJ gibt es unter [www.freiwilligendienste-niedersachsen.de](http://www.freiwilligendienste-niedersachsen.de) im Internet.

# MAMA IST PSYCHISCH KRANK – WAS NUN?

Das Projekt Kidstime hilft – Klaus Henner Spierling hat es nach Deutschland geholt

Jedes Jahr sind in Deutschland rund 28 Prozent der Erwachsenen von einer psychischen Erkrankung betroffen. Wenn es sich dabei um ein Elternteil handelt, trifft die Erkrankung die ganze Familie. Das Projekt Kidstime hilft diesen Familien – und stellt dabei die Kinder in den Mittelpunkt, um sie in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Der Diplom-Psychologe Klaus Henner Spierling holte das Projekt 2015 aus Großbritannien nach Deutschland, zunächst ans Agaplesion Diakonieklinikum in Rotenburg.

## Herr Spierling, was macht es mit Kindern, wenn die Eltern plötzlich psychisch erkranken?

Das hängt von vielen Faktoren ab, unter anderem vom Alter der Kinder. Eine häufige Auswirkung ist eine grundlegende Verunsicherung. Insbesondere kleine Kinder brauchen zugewandte, feinfühlig und verlässliche Beziehungsangebote – das fällt schwer, wenn ein Elternteil beispielsweise mit einer Depression zu tun hat. Wir beobachten, dass schon sehr kleine Kinder sich oft verantwortlich oder schuldig fühlen, wenn es Elternteilen nicht gut geht. Ältere Kinder übernehmen häufig konkrete Versorgungsaufgaben – gegenüber Eltern wie gegenüber jüngeren Geschwistern. In vielerlei Hinsicht kann eine psychische Erkrankung Ängste bei Kindern hervorrufen, nicht zuletzt auch Ängste, die Krankheit einmal selbst zu entwickeln.

## Wie kann Kidstime da helfen?

Kinder psychisch erkrankter Eltern haben drei Kernbedürfnisse: eine Erklärung, Zugang zu einer Gruppe von anderen Kindern oder Jugendlichen in ähnlicher Situation, mindestens einen stabilen und zugewandten Erwachsenen. Bereits die Erklärung, dass es sich um – behandelbare – Erkrankungen handelt, kann die Kinder sehr entlasten. Zudem stehen bei Kidstime gemeinsames Spielen und Spaß im Mittelpunkt. Die Kinder sollen einen Rahmen erfahren, in dem sie durch kreative Angebote sozusagen ihre eigene Stimme finden und Verantwortung abgeben. All das stärkt die Resilienz, die psychische Widerstandskraft. Die Eltern erfahren Austausch und Stärkung untereinander – die Kinder und ihre Bedürfnisse stehen auch in der Elternarbeit im Mittelpunkt. Kidstime ist ein niedrigschwelliges, allen Altersgruppen leicht zugängliches Angebot und ist ausdrücklich keine Therapie – auch wenn die Familien mitunter positive therapeutische Effekte beschreiben.

## Welchen psychischen Erkrankungen begegnen Sie bei Kidstime hauptsächlich?

Kidstime ist ein Angebot, das sich nicht auf einzelne psychische Diagnosegruppen beschränkt und damit andere ausschließt. Am häufigsten begegnen uns allerdings depressive Erkrankungen und Angsterkrankungen, typisch sind allerdings auch Mehrfachdiagnosen.

## Was sind die Hauptprobleme der Familien, speziell der Kinder?

Viele Kinder sind verunsichert und reagieren mit sozialem Rückzug, zögern etwa, Freunde nach Hause einzuladen. Mitunter bemühen sich die Kinder sehr aktiv um die Aufmerksamkeit ihrer Eltern. Bei jüngeren Kindern wird das oft als herausforderndes (z. B. lautes, unruhiges) Verhalten beschrieben. Andere übernehmen Versorgungsaufgaben oder sind stets wachsam in Bezug auf Krisenzeichen. Tabuisierungen spielen eine weitere große Rolle. Oft wissen die Kinder nicht, an wen sie sich wenden sollen. Und falls sie wissen, wen sie ansprechen können, spielen oft Hemmungen eine Rolle, die Eltern gewissermaßen zu verraten und „in die Pfanne zu hauen“. Loyalität und Schweigegebote spielen eine große Rolle.

**Kinder, deren Eltern psychisch erkrankt sind, tragen ein höheres Risiko, auch selbst psychische Erkrankungen zu entwickeln. Warum ist das so?**

Neben genetisch bedingten Erkrankungsrisiken spielen Umwelterfahrungen eine große Rolle. Wir wissen, dass unterstützende und Sicherheit gebende Beziehungserfahrungen den Risiken entgegenwir-

ken, ebenso Informationen zu psychischer Erkrankung und soziale Unterstützung. In dem Maße, in dem diese allerdings ausbleiben und die Kinder und Jugendlichen allein gelassen werden oder zusätzliche Kränkungen und Beziehungsabbrüche erfahren, wachsen auch die Risiken – im schlimmsten Fall entwickelt sich ein Teufelskreis. Wichtig ist zu wissen, dass schon verhältnismäßig kleine Interventionen eine große Wirkung haben können und dass Risikofaktoren – seien sie genetisch, sozial oder sonst wie bedingt – keine schicksalhafte Vorhersagekraft haben.

## Wie laufen die Kidstime-Treffen ab?

Sie folgen einer regelmäßigen Struktur. Nach einer kurzen Phase des Ankommens bei Softdrinks und kleinen Snacks starten wir mit einem gemeinsamen Spiel. Es folgt ein kurzer Seminarteil, in dem wir aktuelle Fragen beantworten, Erklärmodelle anbieten oder über Versorgungsangebote informieren. Im Hauptteil besprechen die Eltern in einer von uns moderierten Gruppe aktuelle Themen mit Blick auf die Kinder. Die Kinder bekommen unabhängig davon ein kreatives, spielerisches Gruppenangebot. Hieraus entwickelt sich meist ein kurzes Theaterstück, das sich aus den Themen der Kinder entwickelt und das wir im Anschluss mit den Eltern anschauen. Dazwischen gibt es eine gemeinsame Mahlzeit – Pizza für alle! Nach der Pizza berichten die Eltern aus der Elterngruppe, wir schauen den Film aus der Kindergruppe und haben meist noch eine gemeinsame Reflexion in der Gesamtgruppe. Diese Treffen finden einmal monatlich statt.

## Bei jedem Kidstime-Treffen gibt es ein gemeinsames Pizza-Essen. Warum?

Hierfür gibt es eine ganze Reihe von Gründen. Es gibt in allen Kulturen Rituale um gemeinsame Mahlzeiten, an die wir hiermit anknüpfen. In dieser Zeit finden oft die wichtigsten Gespräche statt. Die Kinder der einen sprechen oft mit den Eltern einer anderen Familie, hier finden oft zusätzliche Freundschaften und Verabredungen statt. Auch Fragen und Anliegen, die in der Gruppe schwer auszusprechen sind, werden hier an uns herangetragen. Und nicht zuletzt trägt die Pizza zu einer Art „Party-Atmosphäre“ (Originalton einer Familie) bei – und hat dabei gleichzeitig versorgende Aspekte gegenüber den Familien.

## Was können Nachbar\*innen und Freund\*innen tun, um den betroffenen Familien zu helfen?

Das Wichtigste scheint mir, Ansprechbarkeit zu signalisieren. Psychische Erkrankungen bleiben ein schambesetztes, oft persönliches Thema – Grenzen sollten dabei stets respektiert werden. Wichtig sind aber in Krisenzeiten wie im Alltag konkrete und kleine unterstützende Angebote. Von einem Freund weiß ich, dass er es gerade in depressiven Phasen schätzt, z. B. zu gemeinsamen Spaziergängen eingeladen zu werden – auch wenn es schwerfällt und manchmal unmöglich ist, sich dazu dann tatsächlich aufzuraffen.

## KIDSTIME IN 31 STÄDTEN

Mehr als 40 Familien finden jedes Jahr allein im Landkreis Rotenburg Unterstützung bei dem Projekt, bundesweit erreicht es jährlich zirka 300 Familien, vor allem mit Kindern im Alter von 6 bis 13 Jahren, aber auch andere Altersgruppen sind willkommen. Inzwischen gibt es das Projekt in Niedersachsen auch im Heidekreis, in Bremervörde, Zeven, im Landkreis Cuxhaven und Osterholz-Scharmbeck sowie vielen weiteren Städten in anderen Bundesländern. Weitere Infos gibt es unter [www.kidstime-netzwerk.de](http://www.kidstime-netzwerk.de) im Internet.



Klaus Henner Spierling ist Psychologe im Agaplesion Diakonieklinikum in Rotenburg.

# WENN DER ALKOHOL DIE MACHT ÜBERNIMMT

Alexandra B. leitet eine Selbsthilfegruppe für Suchterkrankungen

Meine Kindheit war geprägt von Alkohol und Gewalt – beide Eltern waren Alkoholiker.“ Wenn Alexandra B. das erzählt, steigen keine Tränen in ihr auf, ihre Stimme ist fest, sie klingt abgeklärt. Die zierliche Frau hat sich mit ihrer Geschichte arrangiert – und sie schon oft erzählt. Denn Alexandra B. leitet die offene Gruppe der Selbsthilfegruppen für Suchterkrankungen des Diakonischen Werkes im Landkreis Schaumburg.

Die Selbsthilfegruppe ist offen für Betroffene, Angehörige und Interessierte – egal, ob es um Alkohol, Drogen, Medikamente oder Glücksspiel geht. Jeden Montag treffen sich sechs bis 22 Teilnehmer\*innen in den Räumen in der Bahnhofstraße in Stadthagen. „Wer eine ambulante Therapie machen will, muss mindestens sechsmal kommen. Um zu zeigen, dass er oder sie wirklich bereit ist, etwas zu tun, um von der Sucht loszukommen“, erklärt B.

Mit acht Jahren, erzählt die 54-Jährige, habe sie zum ersten Mal bemerkt, dass in ihrer Familie etwas anders ist als in anderen Familien: „Bei meinen Freunden war es immer harmonisch, bei uns nicht.“ Als sie zwölf Jahre alt war, ließen sich ihre Eltern scheiden. Bis dahin, sagt sie, war ihr Vater Quartalstrinker. Nach der Scheidung trank er immer mehr und immer öfter. Mit 15 begriff sie, dass er alkoholkrank war. „Ich traute mich nicht mehr, Freunde mit nach Hause zu bringen, weil ich nicht wusste, was passiert. Er stand schon morgens betrunken in der Küche. Ich dachte, ich halte das nicht mehr lange aus.“ Ausgehalten hat sie es dann doch, bis sie 21 war. Dann zog sie mit ihrem Freund zusammen – dessen Vater ebenfalls Alkoholiker war.

Damals hat sie sich zum ersten Mal an die Suchtberatung der Diakonie gewandt. „Ich wollte wissen, wie ich meinem Vater helfen kann. Der Therapeut erklärte mir, mein Vater müsse sich selbst helfen wollen. Und ich solle auf mich aufpassen.“ Vielleicht, überlegt sie, habe er schon etwas gehaut: „Ich wusste, ich will nie so werden wie meine Eltern“, sagt Alexandra B. Aber einmal im Jahr, beim Schützenfest, habe sie so viel getrunken, dass sie danach drei Tage krank war. Das war der Anfang. Mit 34, sie war inzwischen von ihrem Freund getrennt und mit einem anderen Mann verheiratet und selbst Mutter, war sie dann doch abhängig.

„Ich hatte eine kleine Tochter, habe halbtags gearbeitet, mein Vater bekam einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Das alles war mir zu viel. Da dachte ich, ein Glas Wein am Abend könne beim Einschlafen helfen. So ging die Geschichte los.“ Irgendwann war es dann nicht mehr nur das Glas Wein am Abend. Irgendwann musste sie schon mittags zur Flasche greifen, um durch den Tag zu kommen. „Da habe ich gemerkt, ich habe ein Problem.“ Sie habe versucht, den Alkoholgeruch mit Pfefferminzbonbons zu überdecken. „Aber das klappt nicht – wenn man viel trinkt, riecht man durch die Haut.“

Ihr Vater starb, ein Jahr später verlor sie auch ihre Mutter, beide durch Folgeerkrankungen ihrer Alkoholabhängigkeit. „Dann kam meine exzessive Phase“, sagt Alexandra B. Schon morgens vor der Arbeit trank sie Alkohol, suchte immer neue Verstecke für die Flaschen, suchte



Wege, die leeren heimlich zu entsorgen. Eines Tages konnte sie ihre Zigarette nicht mehr anzünden, weil sie ohne Alkohol so stark zitterte. „Ich hab mir jeden Tag gesagt, morgen hol' ich mir Hilfe – und hab' es dann doch wieder verschoben.“ Ihr Mann legte ihr Flyer auf den Tisch, auf denen stand, wo es Hilfe für sie gab. „Da wurde ich wütend und habe gesagt, ich hole mir Hilfe, wenn ich es will.“

Dann kam der 28. April 2010. Ein Datum, das sie nie vergessen wird, wie sie sagt. Denn an diesem Tag bekam sie bei der Arbeit einen Nervenzusammenbruch. Sie gestand einer Kollegin, dass sie Alkoholikerin ist, und bat sie, sie zum Arzt zu fahren. Der ließ sie in eine Klinik bringen, zur Entgiftung. „Abends zitterte ich, nachts hatte ich Krämpfe, Übelkeit – Entgiftung halt.“ Ihr Mann und ihre Tochter besuchten sie am nächsten Tag. Vor deren Augen bekam sie einen Krampfanfall, fiel bewusstlos zu Boden. „Das war so anstrengend für den Körper – und so peinlich für mich vor meiner Tochter.“

Aber ab da ging es aufwärts. Nach zehn Tagen kam sie auf die offene Station, blieb dort für weitere drei Wochen. Die Diakonie stellte für sie den Antrag zur Langzeittherapie, anschließend ging sie ein Jahr lang regelmäßig zur Nachsorge zu den Gruppensitzungen bei der Diakonie.

Über die ELAS, die Evangelische Landesarbeitsgemeinschaft für Suchtfragen in Niedersachsen, einen Fachverband der Diakonie, ließ sie sich zur freiwilligen Suchtkrankenhelferin ausbilden. „In dieser Zeit haben sich viele Puzzleteile für mich zusammengesetzt“, sagt Alexandra B. „Das hat zum Teil mehr gebracht als die eigentliche Therapie vorher.“ Einen Moment lang hält die 54-Jährige inne. Dann sagt sie: „Ich bin froh, dass ich es mit dem kompletten Hilfspaket der Diakonie geschafft habe, aus der Sucht auszusteigen. Meine Familie ist diesen Weg leider nicht gegangen.“ Auch ihr Bruder war inzwischen an den Folgen seiner Alkoholabhängigkeit gestorben.

Seit inzwischen fünf Jahren leitet sie nun die offene Gruppe der Selbsthilfegruppen. „Man hat mir geholfen, jetzt kann ich selbst helfen“, nennt sie ihre Motivation zu dem Ehrenamt. Viele, sagt sie, kommen direkt aus der Entgiftung in die offene Gruppe. „Der Besuch einer Selbsthilfegruppe ist das A und O, um nicht rückfällig zu werden“, sagt sie. „Damit man nicht vergisst, dass man ein Problem hat. Sonst denkt man ganz leicht, ach, es geht mir doch gut, da kann ich mal ein Gläschen trinken.“ In einer Selbsthilfegruppe brauche sich niemand zu schämen. „Da sind alle gleich“, sagt B., die froh ist, den Weg über die Selbsthilfe gewählt zu haben: „Wäre ich nicht zur Diakonie gegangen, wäre ich heute nicht, wo ich jetzt bin.“



▲ Alexandra B. leitet ehrenamtlich die offene Selbsthilfegruppe für Suchterkrankungen.

◀ Der Flyer bietet eine Übersicht zum Thema Suchtberatung.

## ONLINE-BERATUNG ZU SUCHTFRAGEN

„Wer 16 oder 17 Jahre alt ist, holt sich meist keinen Termin in einer Beratungsstelle, sondern chattet lieber“, sagt Andrea

Strodtmann, Referentin für Suchtfragen bei der Diakonie in Niedersachsen.

Aber auch für ältere Menschen ist die Schwelle in die Suchtberatung vielfach eine schwierige Hürde. Deshalb gibt es bei der Diakonie das Beratungsportal <https://beratung.diakonie.de/>. Dort kann man sich zu allen Süchten beraten lassen – seien es Alkohol, Medikamente oder Medienkonsum. Wer sich mit einem konkreten Problem an die ausgebildeten Suchttherapeut\*innen wendet, bekommt innerhalb von 48 Stunden eine Antwort. Jede der rund 50 diakonischen Fachstellen in Niedersachsen ist bei dem Online-Angebot dabei. Und das ist auch gut so: „Die Hälfte der Klient\*innen, die sich anfangs online beraten lassen, kommt nach einer Weile in die Beratungsstelle vor Ort“, sagt Strodtmann. Über die Eingabe der Postleitzahl auf dem Portal werden die Anfragen genau der Beratungsstelle zugewiesen, die die Person am besten erreichen kann.

Häufig, so die Suchtexpertin, dauere es zehn bis 20 Jahre, bis sich Menschen, die von einer Suchtproblematik betroffen sind, Hilfe suchen – manchmal sogar 30 Jahre. „Unsere Hoffnung ist, dass wir mit dem Online-Portal diese Zeitspanne verkürzen können. Je schneller jemand zu uns kommt, desto mehr Möglichkeiten gibt es. Auch die möglichen gesundheitlichen und sozialen Folgen von Sucht könnten so minimiert werden.“ Das Beratungsangebot richtet sich auch an Angehörige und ist anonym und kostenlos. Es werden sowohl E-Mail- als auch Video-Beratungen angeboten. Andrea Strodtmann sagt: „Wir wollen damit die Beratung vor Ort nicht ersetzen, sondern den Menschen genau das bieten, was sie gerade brauchen. Das kann mal das eine, mal das andere sein.“



Andrea Strodtmann ist Referentin für Suchtfragen bei der Diakonie in Niedersachsen.



◀ Melanie Sturm und Johannes Popenheim kümmern sich im inklusiven Dorf Neuerkerode um die Hühner.

▼ Auch Auftragsarbeiten gehören zum Programm: Peter Ziegler gestaltet ein Bild für ein Festival.



## GEMEINSAM ETWAS SCHAFFEN

Ein Besuch in der Tagesförderung des inklusiven Dorfes Neuerkerode

Ich bin hier die Hühnerflüsterin“, sagt Melanie Sturm. Die 26-Jährige liebt es, bei den 180 Hühnern zu sein, die laut gackernd über die hohe Wiese des inklusiven Dorfes Neuerkerode laufen. Das Hühnermobil gehört zur Tagesförderung in Neuerkerode. Hier finden die Bewohner\*innen eine Beschäftigung, für die die Arbeit in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung (noch) nicht machbar wäre. Ein geregelter Tagesablauf, soziale Teilhabe und eine schönere Lebenswelt sind die Ziele der Angebote.

Melanie Sturm hat keine Berührungsängste bei den Hühnern. Selbstbewusst nimmt sie eins auf den Arm und sagt: „Eigentlich ist mein Name Programm, ich bin immer wie im Sturm unterwegs. Aber wenn ich bei den Hühnern bin, werde ich ganz ruhig. Das gefällt mir.“ Zufrieden sieht Gruppenleiter Johannes Popenheim ihr zu. Er hat in der Arbeit in Neuerkerode seine Erfüllung gefunden. Eigentlich hatte er Sport und Englisch studiert und als pädagogischer Mitarbeiter an einer Grundschule gearbeitet. „Aber hier habe ich alles, was mir Freude macht“, sagt der groß gewachsene Mann mit dem Rauschebart und der Mütze auf dem Kopf. Hühner und Schafe, um die er sich mit seiner Gruppe kümmert, waren vorher schon sein Hobby. Und die Arbeit mit Menschen liege ihm sowieso. „Hier passt einfach alles zusammen“, sagt Popenheim, der sich vor allem „als Meister der Motivation“ betrachtet. Ein Bürger, so werden die Bewohner von Neuerkerode offiziell genannt, sei lange Zeit nicht in der Tagesförderung erschienen. „Dann habe ich erfahren, dass er die Feuerwehr mag, und ihn mit ‚Kamerad‘ angesprochen – seitdem ist er wieder regelmäßig mit dabei.“ Jeden so zu nehmen und zu erreichen, wie er es braucht – eine Herausforderung, die der Gruppenleiter gerne angenommen hat. Und auch mit den unvorhersehbaren Momenten kommt er gut zurecht. „Manchmal gibt es auch eine Eierschlacht“, weiß Claudia Deichmann, die die insgesamt neun Tagesförderstätten in Neuerkerode leitet.

Allein am Hühnermobil gibt es 35 Beschäftigungsmöglichkeiten: vom Reinigen des Mobils bis zur Druckspritze über das Einsammeln der Eier bis zum Etikettieren der Eierkartons. „Wir haben drei Sorten von Hühnern“, sagt Popenheim, „einmal, weil es schön aussieht, und dann, weil es die Diversität hier widerspiegelt.“ Melanie lacht.



◀ Klönschnack im Kiosk: Claudia Deichmann (rechts) bestellt sich bei Mona Lehmann (links) und Julia Brands einen Kaffee.

„Die weißen Hühner sind die Oberzicken“, sagt sie und beginnt, die Eier einzusammeln. Das ist ihre Aufgabe. Die Eier werden dann genau gewogen und nach Größe sortiert. Nur die Exemplare, die mehr als 52 Gramm wiegen, sauber sind und in einen Karton passen, gehen in den Verkauf. 350 Stück pro Woche werden allein ins zur Unternehmensgruppe der Evangelischen Stiftung Neuerkerode gehörende Krankenhaus Marienstift in Braunschweig geliefert. Weitere Eier werden im Dorf-Kiosk verkauft.

Am Kiosk arbeiten Servicekräfte, Fachkräfte und Bürger\*innen der Tagesförderung mit Bürger\*innen aus den Werkstätten zusammen. Mehr Inklusion geht nicht. „Der Kiosk ist eine Anlaufstelle für jeden“, sagt Claudia Deichmann, „und ein idealer Ort, um Menschen zu einer Beschäftigung anzuregen.“ Manchmal, sagt sie, genüge es schon, wenn jemand zwei Stühle wieder ordentlich hinstellt. „Das klingt so klein, aber für den Einzelnen ist es bedeutsam.“

Im Kiosk gibt es vor allem Neuerkeröder und weitere regionale Produkte. Das Tagesgericht, Kartoffelsalat und Würst-

### DAS IST NEUERKERODE

Neuerkerode gehört zur Gemeinde Sickte und liegt östlich von Braunschweig. Die Anfänge gehen ins 19. Jahrhundert zurück: Damals wurde die Evangelische Stiftung Neuerkerode gegründet. Um die ursprüngliche Einrichtung für Menschen mit Erkrankungen oder Behinderungen ist im Laufe der Zeit auf zweieinhalb Quadratkilometern ein ganzes Dorf entstanden, in dem knapp 750 Bürger\*innen leben.

chen, besteht aus selbst geernteten Kartoffeln und Fleisch von Schweinen von Neuerkeröder Wiesen. Das Wasser, das hier verkauft wird, stammt aus der Tagesförderung „Einfach Wasser“, in der Wasser erst gefiltert und dann in Flaschen abgefüllt wird. „Es gefällt mir, die Menschen hier glücklich zu machen und Wünsche zu erfüllen“, sagt Julia Brands, die das Kiosk-Projekt leitet. „Wenn jemand mal wieder einen bestimmten Lippenstift oder ein Fahrradschloss haben möchte, besorgen wir das.“ Und ganz nebenbei würden die Bürger\*innen hier auch den Umgang mit Geld lernen. Das erfordert manchmal Geduld, doch die bringe jeder mit, der in diesem Kiosk beschäftigt ist.

Wenige Hundert Meter vom Kiosk entfernt liegt die Villa Luise, in der die Bürger\*innen gefördert werden, die künstlerisch interessiert sind. Einer von ihnen ist der 65-jährige Peter Ziegler. Er liebt es, CD-Cover von Heavy-Metal-Bands abzumalen. Gerade gestaltet er, wie einige andere Bürger\*innen auch, Bilder für das Wolfenbütteler Sommertime-Festival. Auftragsarbeiten sind in der Villa Luise keine Seltenheit. Birgit Merkel arbeitet derzeit an einer Collage. „Wenn ihr etwas gefällt, macht sie richtig viel davon“, sagt Koordinator Sydney Köhler und zeigt einen ganzen Stapel von Merkels Collagen. Die sollen am Ende alle in einem Buch zusammengefasst werden. „Das macht stolz, und das ist gut“, sagt Köhler. Ellen Se-Baradar, die die Malerei-Gruppe anleitet, liebt ihre Arbeit in der Villa: „Es gibt nichts Spannenderes, als beim Entstehen eines neuen Kunstwerkes dabei zu sein“, sagt sie, „Jeder entwickelt dabei eigene Wege.“ Überall in der Villa sind auch getöpferte Arbeiten zu sehen. „Beim Töpfeln ist für jeden etwas dabei“, sagt Köhler. „Wer Kraft hat, klopft den Ton, der Nächste rollt ihn aus, der Dritte formt die Kugel, der Vierte die Gestalt. Und am Ende freuen sich alle, was sie zusammen geschafft haben.“



◀ Elena (Name geändert) und ihr kleiner Sohn bereiten sich auf ein Leben in einer eigenen Wohnung vor.

▼ Sabrina Stoch unterstützt Mütter und Kinder auf ihrem Weg.



## AUF DEM WEG ZUM EIGENSTÄNDIGEN LEBEN

Ein Besuch in der Anna-Lina-Wohngruppe in Celle

Was sie sich für ihre Zukunft wünscht, das weiß Elena (Name geändert) ganz genau: „Dass wir eine schöne eigene Wohnung haben. Dass ich für meine Kinder da sein kann, wenn sie aus der Schule kommen.“ Im Moment sieht ihr Leben noch anders aus: Ihre große Tochter lebt in einem Heim. Elena selbst wohnt mit ihrem kleinen Sohn im „Anna-Lina“ in Celle, einer Mutter-Kind-Einrichtung der Stiftung Linerhaus, die zur Diakonie gehört.

Wer hier lebt, befindet sich „in einer besonderen Lebenslage“, sagt Abteilungsleiterin Sabrina Stoch. „Die meisten sind hier, weil sie die Wahl haben, ob sie ihr Kind abgeben oder in eine betreute Einrichtung wie unsere gehen – das ist nicht wirklich eine Wahl.“ Im „Anna-Lina“ lernen sie, sich auf das Leben mit Kind in einer eigenen Wohnung vorzubereiten. Sieben Mütter im Alter von 17 bis 37 Jahren sind es im Moment, ihre Kinder alle im Kleinkindalter. Wie lange sie bleiben, wird gemeinsam mit dem Jugendamt entschieden.

Elena sitzt am Küchentisch und blickt aus dem Fenster. „Arbeiten, das werde ich wohl nicht mehr können, das schaffe ich psychisch nicht“, sagt sie. Elena überlegt. Und schon beim nächsten Satz liegt eine Menge Optimismus in ihrer Stimme: „Aber vielleicht kann ich ehrenamtlich was machen. Mit Obdachlosen. Da kann ich was weitergeben.“

Die 35-Jährige hat selbst viele Jahre auf der Straße gelebt. So richtig leicht war ihr Leben doch nie. Sie ist im Heim aufgewachsen, weil ihre Eltern drogenabhängig wa-

ren. Schon früh ist sie selbst in die Abhängigkeit geraten: Mit zwölf Jahren hat sie angefangen zu trinken, mit 14 zu kiffen, mit 15 nahm sie Ecstasy, mit 19 dann Heroin und Kokain. Sie hatte gerade eine Entgiftung hinter sich, als sie zum ersten Mal schwanger wurde. Das war vor zehn Jahren. „Wir haben nicht verhütet, aber ich dachte, ich kann gar nicht schwanger werden – vorher war es ja auch nie passiert.“ Drei Wochen nach der Geburt ist sie in die Anna-Lina-Wohngruppe gezogen. Nach einigen Jahren, in denen sie versucht hat, ihr Leben selbst zu organisieren, lebt sie dort auch heute wieder, mit ihrem zweiten Kind. Jede Mutter hat für sich und ihr Kind in der ersten Etage des Hauses ein eigenes Zimmer mit eigenem Bad. Im Erdgeschoss leben sie wie in einer ganz normalen Wohngemeinschaft – nur mit dem Unterschied, dass immer eine Sozialarbeiterin oder Erzieherin dabei ist. Es gibt ein Spielzimmer, einen Esstisch und eine große Küche. Heute ist Elena mit dem Kochen dran. „Immer montags und mittwochs, ich habe die M-Tage“, sagt sie. Regeln wie diese bringen Struktur in ihren Alltag.

Elena geht zum Herd und beginnt zu kochen. Für die ganze Gemeinschaft. Wer für so viele Leute kochen kann, kann es später auch für die eigene kleine Familie. „Können die Erbsen auch in die Sahne, wenn die schon heiß ist? Ich hab’ die Erbsen vergessen“, sagt Elena und blickt fragend zu Sabrina Stoch, die ihr aufmunternd zunickt. „Oft glauben die Mütter hier, es ist schlecht, wenn man Hilfe braucht. Dabei ist es genau umgekehrt – es ist gut, wenn man merkt, dass man Hilfe braucht, und sie sich holt“, sagt die Leiterin. Elena habe das schon sehr gut

verstanden. Denn diese Regel gelte ja nicht nur beim Kochen, sondern überhaupt im Leben. Gerade mit Kindern.

Als Elena vor rund einem Jahr ihr zweites Kind bekam, wusste sie sofort, dass sie Hilfe braucht. Ihre große Tochter lebte längst im Heim. Das eigenständige Leben, das Mutter und Tochter nach der Zeit im Anna-Lina-Haus versucht hatten, war gescheitert, die Sucht war stärker gewesen als der Wunsch nach einem ganz normalen Leben. Mit ihrem kleinen Sohn meldete sie sich von allein beim Jugendamt. „Erst kam ich hier im Haus in Modul II, da hat man schon sehr ein eigenes Leben, aber immer einen Ansprechpartner“, erläutert Elena. „Aber dann war ich ein paar Mal für die Erzieher nicht erreichbar. So was geht nicht – und dann kam ich wieder hierher, in Modul I, wo immer jemand mit im Haus ist. Ich glaube, diese Sicherheit wollte ich unbedingt haben und habe mich deshalb so verhalten.“

Inzwischen kann sie sich auch den Wechsel in das eigenständigere Wohnen wieder vorstellen, sagt sie und nimmt liebevoll ihren kleinen Sohn auf den Arm. Seine Grundversorgung klappt, sie kümmert sich gut um ihn. „Deshalb habe ich auch kein Babyfon mehr auf meinem Zimmer“, sagt sie stolz. Nur, wenn ihre große Tochter zu Besuch ist. Damit alle sicher sein können, dass sie nicht überfordert ist, wenn sie sich um beide kümmert. „Sie ist jetzt schon richtig oft bei mir – alle zwei Wochen. Einmal am Tag, einmal über Nacht. Das ist richtig schön“, sagt Elena. Und ihre Augen strahlen vor Freude und Zuversicht. Vielleicht ist ihr Traum vom Leben mit ihren Kindern in der eigenen Wohnung gar nicht mehr so weit von der Wirklichkeit entfernt.

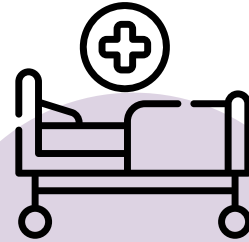
# ZAHLEN UND FAKTEN

Die Diakonie in Niedersachsen ist der größte Wohlfahrtsverband des Landes. Was sie alles zu bieten hat, zeigen diese Zahlen und Fakten – Diakonie kompakt.



**595**

Mitgliedsorganisationen

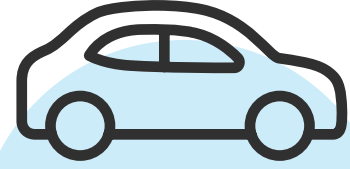


**16**

Krankenhäuser

und

**10** stationäre  
Hospize



**144**

ambulante  
Pflegedienste

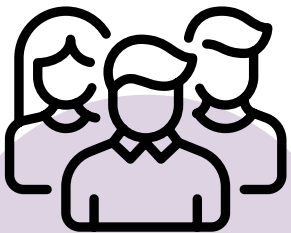


**163**

stationäre  
Pflegeeinrichtungen

und

**82** teilstationäre  
Pflegeeinrichtungen



**89.000**

Beschäftigte



**750**

Freiwilligendienstleistende



**779**

Kindertagesstätten



**33**

Träger der  
Wohnungslosenhilfe



**474**

Beratungsstellen



**75**

Träger der  
Behindertenhilfe



**Beratung und Gemeinwesenarbeit** Themenfelder sind die allgemeine Soziale Beratung, Migration, Flucht, Sucht, Straffälligenhilfe, Schwangerenberatung und Familienhilfe.



**Freiwilligendienste** Die Diakonie bietet jungen Menschen die Möglichkeit für einen Freiwilligendienst und ist Ansprechpartnerin sowohl für die Teilnehmenden als auch für die Einsatzstellen.



**Pflege und Gesundheit** Dieses Fachgebiet umfasst ambulante und (teil-)stationäre Altenhilfe, Hospiz- und Palliativarbeit, Krankenhäuser und das Projekt „Zukunftsfähige diakonische Einrichtungen“, das Lösungsideen für die branchenspezifischen Herausforderungen entwickelt.



**Diakonische Profilbildung und Theologie** Dieser Bereich beschäftigt sich mit ethisch-theologischen Stellungnahmen und der Unternehmenskultur in diakonischen Einrichtungen.



**Fachberatung Kindertagesstätten** Es gibt Coaching für Kita-Leitungen und Fortbildungen für die Erzieher\*innen.



**Brot für die Welt und Diakonie Katastrophenhilfe** Das Team informiert in der Region über die Arbeit der beiden Organisationen und unterstützt Gemeinden, Institutionen und Einrichtungen bei ihren Spendenaktionen. Außerdem bietet es Bildungsangebote für eine nachhaltige und gerechte Zukunft an.



**Inklusion** Jugendhilfe, Eingliederungshilfe, Arbeitsmarktpolitik, Wohnungslosenhilfe und diakonische Schulen, die Fachkräfte für soziale Berufe ausbilden, sind hier die Themenfelder.



**Ehrenamt** Rund 89.000 Ehrenamtliche engagieren sich bei der Diakonie. Die Einsatzfelder sind vielfältig und reichen von der Bahnhofsmision über die Telefonseelsorge bis hin zur Arbeit bei den Johannitern.